

(Nachdruck verboten.)

14]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Eines Tages floß Regen in Strömen. Es war im Dezember, und so einen ganzen Tag mit nassen Kleidern in Browns Keller zu sitzen, war keine Kleinigkeit. Dna besaß keinen Regenmantel und keine Gummischuhe. Deshalb setzte Jurgis sie in einen Straßenbahnwagen. Nun wollten aber die Eigentümer der Bahn recht viel Geld verdienen, und als die Stadt an sie das Verlangen stellte, Umsteigekarten auszugeben, ärgerten sie sich darüber. Zuerst stellten sie deshalb die Regel auf, daß die Umsteigekarten an die Fahrgäste ausgegeben würden, wenn das Fahrgeld bezahlt war, und schließlich stellten sie noch ein schifanöses Reglement auf. Die Fahrgäste mußten nämlich den Umsteigeschein ver-lan-gen; dem Kondukteur war verboten, ihn anzubieten. Nun hatte Dna gehört, daß sie eine Umsteigekarte haben mußte, aber es lag nicht in ihrem Wesen, sie zu fordern, und so wartete sie ab und wunderte sich nur über den Kondukteur. Erst als sie aussteigen mußte, bat sie um den Umsteigeschein und erhielt eine abweisende Antwort. Da sie nicht wußte, was sie nun machen sollte, begann sie mit dem Kondukteur zu verhandeln, aber in einer Sprache, von der er kein Wort verstand. Nachdem der Kondukteur Dna ein paarmal gewarnt hatte, zog er die Glocke und der Wagen fuhr weiter. Dna brach in Tränen aus. An der nächsten Ecke stieg sie selbstverständlich aus, aber da sie kein Geld mehr hatte, so mußte sie den Weg nach den Höfen bei strömendem Regen zu Fuß machen. So saß sie den ganzen Tag frierend im Keller und kam abends zähneklappernd und mit Schmerzen im Kopf und im Rücken heim.

Während zweier Wochen litt sie furchtbar und mußte sich doch jeden Tag zur Arbeit schleppen. Die Aufseherin war besonders streng gegen Dna, da sie die junge Frau für wider-spenstig hielt, weil ihr der freie Tag nach der Hochzeit abge-schlagen worden war. Dna aber glaubte andererseits, der Aufseherin gefiele vielleicht nicht, wenn ihre Mädchen heirateten, wohl weil sie selbst häßlich, alt und unverheiratet war. So stellten sich mancherlei Ereignisse ein, bei den der Zufall gegen sie war. Auch die Kinder fühlten sich hier nicht so wohl wie in Litauen. Wer unter ihnen konnte denn ahnen, daß sich kein Abzugskanal in ihrem Hause befand und daß die Senkgrube in 15 Jahren nicht ausgeleert war? Wer konnte wissen, daß die blaße Milch, die sie an der Ecke kauften, ge-wässert und zugleich mit einem künstlichen Konservierungs-mittel versetzt war? Wenn in Litauen die Kinder erkrankten, so hatte Teta Elzbieta Kräuter für sie gesammelt und sie da-mit kuriert; jetzt mußten sie nach der Drogerie gehen und Extrakte kaufen. Wie aber konnten sie wissen, daß diese Extrakte alle verfälscht waren? Wie konnten sie heraus-bekommen, daß ihr Tee und ihr Kaffee, ihr Zucker und ihr Mehl mit Gott weiß was gemischt, daß ihre Bohnenbohnen mit Kupfersalz gefärbt waren und die Marmeladen mit Anilin? Aber selbst, wenn sie es gewußt, wo hätten sie andere Sachen kaufen sollen? Der bittere Winter kam, und sie mußten Geld sparen, um Kleider und Betten zu kaufen. Und doch half das Sparen zu nichts, denn sie konnten doch nichts finden, was wirklich warm hielt. Alles Zeug in den Läden war aus Baumwolle und Shoddy gemacht, also von Lumpen. Wenn sie höhere Preise bezahlten, so konnten sie ja wohl äußerlich hübsche Sachen bekommen, oder aber auch betrogen werden; wirklich gute Qualität bekam man hier nicht für Geld und gute Worte. Ein junger Freund Szjedvilas, der gerade vom Ausland gekommen, erzählte mit Vergnügen einen Kniff, mit dem er einen vertrauensvollen Landsmann betrogen hatte. Der Kunde hatte eine Beduhr zu kaufen gewünscht, und der Kommiss hatte ihm zwei ganz gleiche ge-zeigt und ihm gesagt, die eine koste 1 Dollar, die andere 1 Dollar 75 Cent. Auf seine Frage, worin der Unterschied bestände, hatte der Mann einfach die erste halb und die zweite ganz aufgezo-gen und darauf aufmerksam gemacht, daß die zweite doppelt so viel Lärm machte. Darauf hatte der Kunde dann gemeint, weil er einen sehr tiefen Schlaf hätte, so wolle er lieber die teure Uhr nehmen. —

Es gibt einen Dichter, der singt:

Deeper their heart grows and nobler their bearing,
Whose youth in the fires of anguish hath died.*)

Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß er damit die Angst gemeint hat, welche so unendlich bitter und grausam ist und doch so häßlich und so kleinlich, so demütigend — die mit der Not kommt ohne den leisesten Anstrich von Würde oder nur Pathos! Das ist eine Angst, mit der die Poeten gewöhnlich nicht rechnen, denn der Ausdruck dafür ist ihnen nicht gegeben. Von dieser Angst wird in seinen Kreisen nicht gern gesprochen. Wie kann denn auch ein Dichter hoffen, Sympathie bei Liebhabern schöner Literatur zu erlangen, wenn er davon erzählt, wie eine Familie ihr Heim voll Ungeziefer findet? Wenn er alle die Leiden und Unannehmlichkeiten, alle die Demütigungen schildert, die den Leuten dadurch entstehen? Und wenn er um das schwererwordene Geld klagen wollte, das sie fortwerfen müssen, um davon befreit zu werden? Nach langem Zögern und Zweifeln zahlen sie 25 Cent für ein kleines Paket Insektenpulver — ein patentiertes Präparat, das sich in der Hauptsache als Gips herausstellt und kaum 2 Cent wert ist. Selbstverständlich hat es nicht die geringste Wirkung, außer für gierige Motten, die das Unglück hatten, Wasser zu saufen, nachdem sie es verschluckt und sich den Magen dadurch vergifteten. — Die Familie aber, welche die Fälschung nicht ahnt und kein Geld mehr wegzwerfen hat, kann weiter nichts tun, als sich darein ergeben und auch dieses Elend zu ertragen.

Da war der alte Antanas! Der Winter kam, und der Platz, wo er arbeitete, war ein dunkler, ungeheizter Keller, wo du alle Tage deinen Atem sehen konntest und deine Finger erfroren! Des alten Mannes Husten verschlimmerte sich täglich, bis eine Zeit kam, da er eine Plage für seine Mitarbeiter wurde. Später traf ihn noch etwas viel Schred-liches. Er arbeitete an einer Stelle, die mit Säuren ge-tränkt war, und es dauerte nicht lange, so hatten diese seine neuen Stiefel zerfressen. Dann brachen Geschwüre an seinen Füßen aus und wurden schlimmer und schlimmer. Ob sein Blut nicht gut war oder er sich geschnitten hatte, war nicht festzustellen. Er fragte dann seine Mitarbeiter um Rat und erfuhr, daß es sich um etwas ganz Gewöhnliches handelte — es kam vom Salpeter. Jeder hatte darunter zu leiden, früher oder später. Und dann war es für ihn, wenigstens mit dieser Arbeit, vorbei. Die Geschwüre würden nicht heilen, und wenn Antanas nicht fortginge, würden ihm die Behen abfallen.

Der alte Antanas wollte nicht fortgehen; er sah die Leiden seiner Familie und wußte, wie schwer es hielt, andere Arbeit zu bekommen. Deshalb umwickelte er seine Füße und humpelte hustend umher, bis er wie ein abgetriebenes Pferd zusammenbrach. Sie trugen ihn auf eine trockene Stelle und legten ihn auf den Fußboden. Abends waren ihm zwei Männer beim Nachhausegehen behilflich. Der arme alte Mann wurde zu Bett gebracht, und obgleich er bis zuletzt jeden Morgen versuchte, aufzustehen — er vermochte es nicht mehr. Er lag da und hustete, hustete Tag und Nacht und magerte zu einem Skelett ab. Es kam eine Zeit, da hatte er so wenig Fleisch, daß die Knochen durch die Haut kamen, was schrecklich anzusehen war. Und in der einen Nacht bekam er einen Blutsturz — ein Strom von Blut schoß aus seinem Munde. Ganz entsezt vor Schrecken schickte die Familie nach dem Arzte und bezahlte einen halben Dollar, nur um dafür zu erfahren, daß hier nichts mehr zu machen sei. Der Doktor sagte das nicht in Hörweite des alten Mannes, denn dieser klammerte sich immer noch an die Hoffnung, daß ihm morgen oder übermorgen besser sein würde und er dann zur Arbeit gehen könnte. Seine Gesellschaft hatte bestellen lassen, daß die Stelle für ihn freigehalten würde — oder vielmehr Jurgis hatte einen Mann gebeten, diese Botschaft auszu-richten. Jede Antanas glaubte daran, obwohl noch weitere vier Anfälle kamen.

Eines Morgens fanden sie ihn steif und kalt. Ihre Lage war eine sehr traurige und, obgleich Teta Elzbieta's Herz beinahe darüber brach, sie waren gezwungen, auf eine nur

*) Wärmer schlägt das Herz, größer wird die Würde,
Wem die Jugend starb in Glutten der Angst.

einigermaßen anständige Begräbnisfeier zu verzichten. Sie hatten nur ein Pferd und einen Wagen für die Frauen und Kinder, und Jurgis, der in solchen Dingen von rascher Auffassung war, gab den ganzen Sonntag dran, um den Preis für Pferd und Wagen zu feilschen, und tat das sogar im Beisein von Zeugen, damit der Mann ihn nicht doch nachher noch übervorteilen konnte. Fünfundzwanzig Jahre lang hatten der alte Antanas und sein Sohn in den Wäldern zusammen gelebt; es war hart, auf diese Weise zu scheiden. Aber Jurgis mußte seine ganze Aufmerksamkeit darauf richten, daß ihn das Begräbnis nicht ruinierte. So fehlte ihm die Zeit, sich in seinen Kummer und in seine Erinnerungen zu versenken.

Nun war der furchtbare Winter gekommen. Im Sommer kämpften die Bäume in den Wäldern ums Licht, und wenn sie nicht genug bekommen, so sterben sie. Wenn dann die wilden Stürme, Schnee und Hagel hereinbrechen, so werden die trockenen Zweige abgebrochen und auf den Boden geworfen. So war es auch in Padingtown. Der ganze Distrikt bereitete sich auf den Todeskampf vor, und die, für welche die Zeit sich erfüllt hatte, wurden in Scharen niedergeworfen. Das ganze Jahr über hatten sie als Teufchen der großen Zahnradmaschine gedient — nun kam die Zeit, daß die Räder ausgebeßert werden mußten. Lungenentzündung und Influenza grassierten und ergriffen die Schwachen. Das Ende brach heran für alle Tuberkulösen. Unter Grausen nahte der Winter, eifig, mit schneidenden Winden und Schneeschauern — den schwachen Muskeln, dem verdorbenen Blut als Todesengel. Früher oder später kam der Tag, an dem der Schwache bei der Arbeit zusammenbrach, — und er kam — ohne Fändern — ohne Fragen und Bedauern — und brachte neue Aussicht für eine andere Arbeitshand.

Zu Tausenden waren die neuen Hände da. Alle Tage waren die Tore der Schlachthäuser von hungernden, bettelarmen Menschen belagert. Tatsächlich von Tausenden! — Sie kämpften miteinander um eine Arbeitsstelle. Frost und Schneeschauer hielten sie nicht ab, sie waren immer da; sie kamen zwei Stunden vor Sonnenaufgang — eine Stunde, ehe die Arbeit überhaupt begann. Die Gesichter erfroren ihnen zuweilen oder ihre Hände und Füße; zuweilen erfroren sie ganz, und doch kamen sie. Wohin sollten sie sonst auch gehen? Eines Tages forderte Durham in der Zeitung 200 Männer auf, für ihn Eis zu hacken, und den ganzen Tag über kamen die Heimatlosen und Darbenden der ganzen Stadt durch den Schnee getrottet. Fünfhundert drängten sich in der Nacht in dem Stationshause des Viehhäuser-Distrikts. Sie füllten die Räume, schlofen einer in des anderen Schoß oder standen gedrängt in den Gängen bis die Polizei die Türen schloß und die anderen draußen frieren ließ. Am Morgen, vor Tagesanbruch, waren 3000 da, die Polizeireserven mußten antreten, um den Andrang zu bändigen. Dann wählten Durhams Aufseher zwanzig der Stärksten aus dem Haufen aus. Die „200“ waren ein — Druckfehler!

Vier oder fünf Meilen von der Ostseite entfernt lag der See, über den die scharfen Winde dahinstrafen. Manchmal fiel zur Nacht das Thermometer auf zehn oder zwanzig Grad unter Null, und der Schnee lag in den Straßen bis zum ersten Stodwerk. Die Wege, auf denen unsere Freunde zur Arbeit gehen mußten, waren ungepflastert und voll tiefer Löcher und Röhlen. Wenn es im Sommer stark regnete, mußte ein Mann häufig bis zum Kumpf im Wasser waten, um ins Haus zu kommen, und jetzt im Winter war es wahrhaftig kein Vergnügen, durchzukommen, besonders vor Tagesgrauen und nach Einbruch der Nacht. Sie wickelten sich in alte Kleider, die sie noch besaßen, aber gegen die furchtbare Kälte half kein Einwickeln. Manch einer von den Männern mußte im Kampf gegen die Schneewehen unterliegen — er legte sich hin und schlief ein.

Und wenn es schon schlimm für die Männer war — wie viel schlimmer war es für die Frauen und Kinder! Einige von ihnen fuhren hin mit der Bahn, aber wenn man nur 5 Cent in der Stunde verdient, wie der kleine Stanislovas, wendet man nicht so viel an, um zwei Meilen zu fahren. Die Kinder liefen zu den Höfen, große Lächer um die Ohren wickelt, kaum daß man sie in allem Zeug finden konnte. Trotzdem kamen einige von ihnen jämmerlich um. An einem bitterkalten Morgen im Februar kam der Knabe, der mit Stanislovas an der Schmalzmaschine arbeitete, eine Stunde zu spät und weinte vor Schmerzen. Sie wickelten ihn aus, und die Männer rieben sein Ohr, diese waren aber schon so steif gefroren, daß sie sofort abfielen. Bei diesem Anblick

befam der kleine Stanislovas eine derartigen Schrecken vor der Kälte, daß er halb verrückt wurde. Jeden Morgen, wenn es Zeit für ihn war, nach den Höfen zu gehen, schrie und jammerte er. Niemand konnte mit ihm etwas anfangen, denn Schelte machten es nur noch schlimmer — es war etwas, was der Junge einfach nicht bejagen konnte. Zuweilen fürchteten sie, er würde Krämpfe bekommen. Zuletzt wurde beschlossen, daß er immer mit Jurgis fortgehen und heimkommen sollte. Und oft, wenn der Schnee zu tief war, trug Jurgis das Kind auf den Schultern. Zuweilen mußte Jurgis bis spät in die Nacht hinein arbeiten, dann war das Glend groß. Nirgends gab es da einen Platz für Stanislovas zum Warten, er kauerte in einer Ecke des Torweges, der zu den Schlachtbänken führt, wenn er etwa einschlief, so konnte er erfrieren.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

„Die Nann“, ein Volksroman.

Anna Croissant-Rust war längere Zeit still. Damals, als der Naturalismus aufkam, ließ sie sich öfter vernehmen. Und sie paßte vorzüglich mit all ihren Arbeiten in das Neue hinein. Es war Echtheit in ihnen. Frisches Erfassen, eigene und scharfe Beobachtung, Natürlichkeit der Sprache. Und man spürte, daß sie zu beleben wußte, daß sie nicht im Abtatsch fiedeln blieb, daß sie auf Perspektiven ausging. So begrüßte man ihre Skizzen, so trug man von ihnen etwas mit in den Tag, das mehr als ein Bild, das etwas Persönliches von der Dichterin war. In diesem Persönlichen aber zugleich auch etwas von dem Stamm, dem diese Arbeiten angehörten, eine Herzheit und eine gewisse urwüchsige Härte, die manchmal gar nicht fraulich zu sein schienen. Dabei ist Anna Croissant-Rust, man kann schon am Namen merken, ein Kind der Hardt, aus dem schönen Dürtheim, wo eigentlich das Leben keinen harten Klang hat, wo ein Einschlag des Französischen einerseits, andererseits der Reichtum des Landstriches eine Weichheit und Molligkeit erzeugt haben, die, wie mir immer schien, einer geistigen Eigenart im Wege waren. Die Hardt ist sonderbarerweise in unserem geistigen Leben ziemlich zurückgetreten. Anna Croissant-Rust lebte dann längere Jahre in Ludwigshafen. Sie sah zu den scharfen Rinken ihrer Heimatberge hinüber, sie hatte sie nahe. Aber ich kann mich nicht erinnern, daß diese Nähe zu der engeren Heimat nun in ihr fruchtbar geworden wäre. Wenigstens in nichts Größeren, wenigstens nicht in einer eigenartigen und speziellen Ausprägung. Das eigentliche Bayern, scheint mir, regte sie mehr an. München war ihre literarische Heimat, wie wir sie ganz und gar zu der Gruppe der Münchener der 80er Jahre zählen dürfen. Und wie gesagt, sie schwieg lange. Nun kam „Die Nann“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) von ihr. Sie ist in die tiroler Berge gegangen und hat gefunden, was sie zur Gestaltung anregte und hat hier Gestalten gefunden, in denen sich ihr eigenes literarisches Gepräge charakterisiert. Sie ist erwachsen, sie hat scharfe und deutliche Züge, sie hat ihre Physiognomie ausgebildet. Sie hat einen vorzüglichen Volksroman geschaffen.

Als Gustav Freytag sein „Soll und Haben“ schrieb, setzte er ein Motto auf das Titelblatt, das einer Forderung Julius Schmidts, des Literaturhistorikers und Mitherausgebers der „Grenzböten“, war, nämlich, daß der Roman den Menschen da suchen müsse, wo er zu finden sei, nämlich bei der Arbeit. „Soll und Haben“ sollte ein Volksroman sein und war es in seiner Art auch. Das Motto charakterisierte ihn gleich als solchen. Und er gehörte als solcher seiner Zeit an und hatte für sie und die in ihr wurzelnden Kreise seinen Realismus, seine Wahrheit und Billigkeit, wenn wir heutigen auch gleich einer besonderen Einstellung bedürfen, diese Wege zu gehen. Schon die Forderung, daß das Volk bei der Arbeit gefunden werden müsse, mutet uns selbstverständlich an. Wo anders? Die Arbeit muß viel weniger eine Selbstverständlichkeit gewesen sein als heute, wenn eine Forderung für sie nötig war. Und sie war es eben auch weniger — für den Roman! Die Forderung war neu, neu wenigstens in dem besonderen Sinne der Arbeit, daß das Geschäftliche, das Geschäftsleben zum vorwiegenden Inhalt einer Romandichtung gemacht wurde, statt höchstens eine Beziehung, statt einen vagen Hintergrund für die Dichtung und ihre Handlung abzugeben. Wir haben, einmal dadurch, daß wir durch den Naturalismus hindurchgegangen sind, andererseits durch die Entwidlung der wirtschaftlichen Verhältnisse unseres Lebens und die dominierende Stellung, die diese Verhältnisse in unserer Gegenwart sowohl wie auch für die Weiterentwicklung im Allgemeinen und die Stellung des Menschen im besonderen gewonnen haben, die alte Forderung erweitert und sagen, der Roman soll den Menschen so zeigen, wie er in seinen Verhältnissen steht, wie er, durch diese Verhältnisse bedingt, im Leben steht. Der Roman soll den Menschen so zeigen, wie er Produkt all seiner Verhältnisse ist, aber auch, und hier ist die Perspektive, wie er auf die Verhältnisse seiner Umgebung und seines engeren persönlichen Kreises zurückwirkt. Wir verlangen eine intensive Verwurzelung. Und wir verlangen mehr: wir verlangen ein deutliches Herausheben des Besonderen in der einzelnen Gestalt, in einzelnen Gestalten, damit das Allgemeine nur um so deutlicher wird. „Greife nur das Besondere heraus und stelle das Allgemeine darin dar.“ forderte Goethe. Darin haben wir einen weiteren Schritt über den bloßen

Naturalismus hinaus getan. Nicht mehr im Besonderen stehen bleiben. Erreicht wurde es bisher hauptsächlich im Epischen. Gesteigert wurde es dann selbstverständlich in der Tendenz (man darf hier nur an „Andreas Bött“ von Ludwig Thoma erinnern, um etwa im gleichen landschaftlichen Gebiete mit der „Rann“ zu bleiben). In der „Rann“ ist auch die Tendenz überwunden. Wäre der Einschlag modernen Lebens stärker, so könnte in ihr eine Typisierung erreicht sein, der der Roman ganz hoch stellte. Aber der Einschlag des spezifisch modernen Lebens fehlt. Stofflich natürlich. Im übrigen ist der Roman selbstverständlich ganz aus modernem Geiste gediehen. Er erfüllt die Forderungen des Lebens und der Lebendigkeit. Er hat keine Konstruktion. Er greift ins Volle. Er ist wahr. Er hat die Liebe und die Verwachsenheit mit dem Volke, mit seinem Leben und seinem Charakter, und er bringt seine typische Eigenart heraus. Das „Moderne“ des Lebens muß fehlen, weil es dem Leben selbst da fehlt, wo der Roman spielt. Das alte Bauern- und Bergvolk lebt noch vom modernen Geiste unberührt, falls nicht der Kampf mit dem Pfaffen die Geister aufstacheln. Der Pfaffe fehlt hier im Roman.

Wir sind in den Tiroler Bergen. Oben liegt das Haus vom Kuchler-Andel. Er ist ein Zimmerer und seine Arbeit führt ihn oft von daheim weg. Einmal führte sie ihn über den Brenner, wo die Marietta, die „Welsche“, den Noten schenkte. Die Marietta war schön. Und er war Wittwer. Zu Hause sah es böß bei ihm aus. Die Erste war eine Ueble gewesen, aber am übelsten waren die großen Kinder von der Ersten. Hässlich, unfauber. Das hatten sie von der Mutter geerbt. Da nahm er die Marietta ins Haus. Das war eine Feine. Eine Sanfte und Saubere. Sie schaffte die beiden großen Mädchen, die Kathl und das Moidl, gleich aus dem Hause, damit es Ruhe darin gab, für die Juli und den Andel sorgte sie gut. Es war nun sauber in den Stuben, Blumen standen vorm Fenster, und der Kuchler war gern zu Hause. Und dann sah er und schmigte an einer Wiege. Das Kind der Marietta sollte eine neue Wiege haben. Und das Kind kam und war schön. Blondhaarig und helläugig. Die Rann. Aber da waren die Haffer und Reider, die zischelten und tuschelten. War das ein Kuchlerkind? Und die Marietta starb, und der Kuchler trug ihr Haß nach übers Grab, weil sie ihn betrogen haben sollte. Dieser Haß traf auch die Rann. Er mochte sie nicht sehen. Er sorgte nicht für sie. Die Kleine Juli mußte sie besorgen. Das Kind den Säugling. Die ganze Gegend glaubte an die Schuld der Marietta, nur branten der Ralfeiner Bauer und die Ralfeinerin nicht. Und der Kuchler ging wieder über die Berge und vernachlässigte seine Kinder und sein Haus. Die großen Töchter hat er zwar hinausgeworfen, aber die Hüfte der Ralfeinerin hat er auch abgelehnt. Er will von niemand was wissen in der ganzen Gegend, er ist ganz allein mit seinem Haß und seiner Verachtung und der Bitterkeit, die er der Toten nachtrug. Dann war er einmal lange weg. Da gab es einen ungeheuren Schneefall. Das brave Juli strengte sich über die Kräfte an. Das Dach des Stalles war eingebrochen. Die Kuh stellten sie in die Küche. Hier starb sie, und nur die Geiß blieb übrig. Und die Kleine Rann schrie. Die Juli aber verfiel in ein Nervenfieber. Neben ihr schlief erschöpft der Bruder Andel. Der Ralfeinerbauer brachte die Rettung. Und branten im Ralfeinerhof genas die Juli. Die Rann hatte nicht zu genesen, die überstand alles. Sie überstand auch all die folgenden harten Jahre, die bittere Armut und körperliche Vernachlässigung, den Spott der Schulkinder und die Verachtung der Leute. Und die Juli opferte sich. In ihrem Herzen wuchs die Liebe. Die Liebe zum Ralfeinerhanf. Aber diese Liebe fand kein Wort und fand keine Gelegenheit. Wie sollte der reiche Hanf auch nach einer armen Kuchlerschen sehen. Da kam die Dide ins Haus, mit der der Vater lebte. Sie schaffte Ordnung, aber sie war ein geiles, nichtsnutziges Weib. Sie betrog wirklich den Kuchler. Aber sie spann den Vater ein, und die Juli verlor gegen sie. Sie mußte ihr Kind aufziehen, wie sie die Rann aufgezogen hatte. Sie mußte das Kind der Kathl aufziehen, die in Innsbruck lebte und viel Geld schickte. Dann kam auch noch das Kind der Moidl ins Haus, das bald starb. Und wie eine Blume im Sumpf wuchs die Rann auf. Als sie aus der Schule kam, verdingte sie der Vater zum Bahnwärter Bänder droben auf dem Brennerpaß. Und da lernte sie das Leben und die Arbeit, den Menschen und das Leid des Weibes, da lernte sie sich selbst kennen. Auch da oben war die Rann Opfer gefordert. Willig opferte sie sich, Menschenleid zu lindern. In den Schneewehen rettete sie den Zug. Sie hatte es schon gelernt, über sich hinaus zu sehen auf die anderen. Sie hatte es schon gelernt, über den Augenblick hinaus zu sehen auf die Folgen. Aber sie blieb nicht oben, so notwendig sie war. Der Bänder wollte sie heiraten. Da ging sie. Sie kam am Ralfeinerhof vorbei, sie ging heim. Heim in die „Häuberhöhle“, wie ihre Hütte hieß. Da war ihr Platz, bei dem Vater. Und was der Juli nicht gelungen war, das gelang ihr: sie brachte die Dide hinaus aus dem Hause. Sie brachte Ordnung ins Haus. Sie brachte es fertig, daß dem Vater noch einmal das Herz aufging, daß Sonne in seine verdüsterte Seele fiel. Denn man sah es ihr nun deutlich an, sie war eine Kuchlersche. Sie war deutlich ihres Vaters Kind. Da starb in ihm die Bitterkeit gegen die Tote, da verjohnte er sich mit ihr in ihrem Kinde. Er war kein Mensch der Reue. Was er getan hatte, war getan. Sein Leben war im Gleise. Aber da kam die Jugend mit ihren Rechten und störte es ihm wieder. Der Hanf liebte die Rann, und die Rann liebte den Hanf. Mit eifersüchtigen Augen sah es die Juli, mit stolzer Verbissenheit sah es der reiche Ralfeiner. Aber sein Widerstand wurde besiegt. Nicht der des Kuchler. Die Rann hatte die Wahl: Entweder den Vater oder den

Hanf. Ein Mittelthing war bei dem harten Kuchler nicht möglich. Und die Rann wählte den Hanf — denn die Jugend hat recht, und die Liebe hat recht, denn Jugend und Liebe sind das Leben, und Jugend und Liebe sind die Zukunft. Der alte Kuchler geht mit der armen Juli auf Nimmerwiedersehen über die Berge. Im Ralfeinerhofe weicht das Alter, so bitter es ihm ist, die Jugend zieht ein. Und das Alter kommt sich in ihrem Glück. Das ist alles ohne Sentimentalität geschildert. Es ist alles so geschildert, daß die Charaktere daran wachsen, daß die Menschen sich dadurch lebendig werden. Daß sie sich gegen einander, daß sie sich aus den Verhältnissen ihrer Umgebung durch ihre eigene Artung abheben. Nichts über die Dinge, alles nur die Dinge selbst. Nichts über die Menschen, alles nur die Menschen selbst. Eine einfache Handlung in vielen Verzweigungen klar und folgerichtig ausgedehnt. Keine Spannung im Romanjohne, aber die bessere Spannung des Interesses an den Menschen, an Schicksalen, an Gegensätzen und am Werden, des Interesses am Leben, an der bedeutsamen Wirklichkeit. Es ist nichts Schablonenhaftes in den Gestalten, so nahe es oft lag, das bequeme Cliché anzuwenden, denn man darf ja nur gewisser tiroler Namen sich bedienen, so bilden sich schon Vorstellungen. Nein, es ist keine Salontiroloerei hier. Die Dichterin hat an allen Gestalten ehrlich und innerlich teil. Das soll ihr bestes Lob sein. Und darum ist ihr Roman ein echter Volksroman. Er hat die Liebe zum Volke — und er hat sein Leid. Er hat aber auch seine Kraft, die seine eigentliche Schönheit ist. Urvuchs. — Wilhelm Holzamer.

Kleines feuilleton.

sk. Der Ursprung der Todesstrafe. Die ersten Spuren der Todesstrafe finden sich bei den Indern. Der Gebrauch dieser Strafe ist religiösen Anschauungen entsprungen. Wie alle heidnischen Völkerschaften des Altertums, glaubten auch die Inder an eine Mehrheit von Göttern, die sie sich mit allen menschlichen Eigenschaften, Leidenschaften und Fehlern ausgestattet dachten. Rachtragend, rachsüchtig, launenhaft, hartherzig und ungerecht, machten sich die indischen Götter kein Gewissen daraus, die Tat eines Schuldigen auch an Unschuldigen zu strafen. Andererseits waren sie aber auch schwach genug, durch Opfer und Gaben sich von der Ausübung ihres Rächeramtes abhalten zu lassen. Das ihnen wohlgefällige Opfer war das Menschenopfer, d. h. zu Ehren und Preis der Gottheit wurden Menschen durch Priesterhand getötet. Die schwerste Missetat war die Tötung eines Menschen aus anderer Veranlassung als zum Preise der Gottheit. Nur ihr, nicht dem Horne durften Menschenleben geopfert werden. Deshalb mußte der Mord durch Menschenopfer gesühnt werden. Anfangs wurden unschuldige Mädchen und Knaben, meist die Kinder oder Angehörigen des Missetäters, der erzürnten Gottheit zum Opfer gebracht. Allmählich verschaffte sich die Ansicht Eingang, daß mehr als die Opferung Unschuldiger, die des Mörders selbst der erzürnten Gottheit wohlgefällig sein müsse. Nunmehr wurde schweren Missetätern, zu Ehren und behufs Wiederberuhigung der Götter, das Leben genommen. Dieser Gebrauch war die Ursache zur Entstehung der Todesstrafe. Im Verlaufe der Zeiten kamen die Inder immer mehr mit anderen Völkern in Berührung. Diese akzeptierten den indischen Brauch; sie töteten jedoch den Missetäter nicht, weil er ihre Götter erzürnt habe, sondern zur Vergeltung der von ihm verübten Untat. In dieser Form, als Strafe im heutigen Sinne, begegnen wir der Tötung von Mördern schon bei den Ägyptern, Hebräern, Rhesern, Griechen, Römern u. a. Anfangs stieß man mit dem Nachahmen der indischen Sitte auf Schwierigkeiten. Bei den Indern besorgten Mitglieder der Priesterkaste das Henkeramt. Bei den nachahmenden Völkern wollte sich niemand hierzu bereit finden lassen. Man verfiel deshalb anfänglich auf das Mittel, den verurteilten Delinquenten zu zwingen, sich selbst zu töten, z. B. den Giftbecher zu trinken, sich zu erdrosseln, sich von einer Anhöhe zu stürzen u. a. m. Später und anderwärts wurden Unfreie mit dem Henkeramt betraut. Jedenfalls galt es für des freien Mannes unwürdig, auf Befehl Wehrlose zu töten; und so kam es, daß, als Freie sich zum Scharfrichterdienst hergaben, sie vor der öffentlichen Meinung und vor dem Gesetze für anrühlig galten. Man sollte meinen, daß mit Einführung des Christentums der seinem humanen Geiste zuwiderlaufende barbarische heidnische Brauch beseitigt worden wäre. Dem war aber nicht so. Je schärfer die Todesstrafe der christlichen Gottheitsidee widerstreitet, desto fanatischer haben gerade die Lehrer der christlichen Religion durchs ganze Mittelalter hindurch dem Fortbestand der Menschenopfer das Wort geredet und nicht bloß die grausamsten Todesstrafen gebildet, sondern solche auch erfunden und verhängt. Der Feuertod, das Lebendigbegaben, das Zerreißenlassen des Verbrechers durch Pferde und Oesen, Ertränken, Erhängen, Rädern von oben oder von unten, Entschäupen, meist erst nach vorangegangenen Qualen, z. B. durch Anfasen mit glühenden Zangen, Abhauen einzelner Glieder usw. waren die Strafen, die 1508 der Bischof von Bamberg in seiner Halsgerichtsordnung androhte und welche sich in Kaiser Karls V. peinlicher Halsgerichtsordnung von 1532 finden. Erst im 18. Jahrhundert fing man an, von diesen Grausamkeiten abzulassen. Das preussische Landrecht vom Jahre 1793 kannte bloß noch Rädern und Entschäupen. Die letztere Todesart besteht aber noch heute in Deutschland und Frankreich zu Recht. Entweder bedient man sich dabei des Weils (Preußen), oder der Guillotine (Frankreich, Bayern,

Württemberg usw.). Der Galgen ist in Rußland, Oesterreich, Italien, England, Amerika, das Erwürgen in Spanien gebräuchlich. Weisheit ist die Todesstrafe nur in wenigen Staaten (Schweiz usw.). Ins deutsche Bürgerliche Gesetzbuch ist sie ja leider noch herübergenommen worden. Die seitherigen Gesetzgeber glaubten noch immer, damit vor ferneren Verbrechen abzuschrecken und — was ja doch nach ihrer Ansicht die Hauptsache ist, der „Staatsraison“ Respekt zu verschaffen. Die gänzliche Abschaffung der Todesstrafe als einer alten heidnischen Sitte ist aber wohl nur noch eine Frage der Zeit. —

ba. Indiens Plagen sind Pest und Hungersnot. Eine ganze Reihe von Pestjahren gerade in der neuesten Zeit hat Indiens Bevölkerung zu erdulden gehabt. In einem englischen Regierungsbericht, der jüngst erschienen ist und die Verhältnisse im Jahre 1904 im indischen Reich eingehend schildert, wird gesagt, daß an der Pest vom Herbst des Jahres 1896 bis Ende 1904 — und die Pest fordert noch bis heute ihre Opfer — 3 263 810 Menschen starben. Die weiblichen Personen fallen der Pest leichter zum Opfer und sind in dieser Zahl weit stärker vertreten als die männlichen. Ein Europäer wird selten angetroffen, so lange er in einem luftigen Hause wohnt und mit den armen Indiern nicht viel in Berührung kommt. Auch die reichen Indier sind besser geschützt. Die Pest sucht hauptsächlich die Armen heim, bei denen Unwissenheit und alteingesessene religiöse Vorurteile noch die Gefahren vermehren. Den Maßnahmen der Regierung steht die Masse der Bevölkerung mißtrauisch gegenüber; die Annahme ist verbreitet, daß die Engländer die Pest verbreiten, um die Indier auszurotten; die Gesundheitsinspektoren und die Agenten für Desinfektion können nicht das Vertrauen der Leute gewinnen, und diese widersetzen sich, wenn sie die Hütte verlassen sollen, wo ein Pestkranker gestorben ist. Dazu kommt die religiöse Vorschrift, alles tierische Leben zu schonen, wodurch die Vertilgung der Ratten erschwert wird. Die Ratten sind als größte Gefahr bei der Verbreitung der Krankheit erkannt worden. Man hat konstatiert, daß die Pest abnahm oder verschwand, wo es gelang, die Ratten in Massen zu vertilgen. Die Rattenplage in Indien wird manchmal verglichen mit der Kaninchenplage in Australien, wobei freilich zu bedenken ist, daß in Australien sich jeder an der Ausrottung der Kaninchen beteiligte, während die Masse der Bevölkerung in Indien die Ratten schon. Getreidehändler, deren Ware immer die Ratten anzieht, fallen der Pest gewöhnlich zuerst zum Opfer. — Besonderen Vorwurf leistet der Krankheit die schlechte Ernährung der Armen; eine Hungersnot ist in Indien keine Seltenheit. Daß diese Plage von den Engländern ins Land gebracht worden ist, daran denken die Indier weniger; sie geraten in Schrecken und Angst, wenn der Regen, das fruchtbringende Maß, vom Himmel ausbleibt. Daß bei ihren Vorfahren, den alten Indiern, eine Hungersnot fast unbekannt war, daß man in den fetten Jahren die Kornspeicher füllte für die mageren Jahre, das wissen sie kaum noch, und wenn sie es wüßten, würde es ihnen nichts nützen, denn ein anderes System herrscht heute, das gegen die Hungersnot der armen Indier kein Mittel kennt. — Trotz Pest und Hungersnot steigt die Geburtsrate, wie die englische Statistik zeigt, in erstaunlicher Weise; sie war beinahe 41 pro Tausend im Jahre 1904, verglichen mit 28 pro Tausend in England. Im Jahre 1903 war die Geburtsrate beinahe 39 pro Tausend. 1904 wurden beinahe 400 000 mehr Kinder geboren als im vorhergehenden Jahre, und beinahe 450 000 weniger Todesfälle fanden statt. Trotz der vielen Opfer, die die Pest forderte, wird das Jahr 1904 als ein „außerordentlich gesundes“ in dem englischen Regierungsbericht bezeichnet. —

Theater.

Deutsches Theater. „Der Liebeskönig“. Schauspiel in drei Aufzügen von Leo Greiner. Im ersten, hier und da auch noch in den Verworrenheiten des zweiten Aktes konnte man glauben, Leo Greiner steuere einem bestimmten Ziel entgegen, er habe das lockere, historische Kostüm gewählt, um in freier Phantasie, der Rücksichtnahme auf äußere Wahrscheinlichkeitsbedeutungen entbehrend, steigend und vergrößernd — etwa wie Maeterlinck in „Roma Vanna“ — das Gemälde einer Leidenschaft entwerfen wollen. So folgte man den Szenen in gewisser Spannung, immer mit der Möglichkeit rechnend, daß das sprunghafte Hin und Her, der Ritzad der Stimmungen und Gedanken am Ende in irgend ein bedeutungsvolles Symbol, eine innere Einheit ausmünden könne. Der Schlusssatz war die völlige Bankrotterklärung, er ließ das, was die beiden ersten an Ansätzen und Keimen enthalten mochten, in einen unerträglich lauten, unerträglich leeren Theaterwortschwall untergehen. Von hier aus rückwärts gesehen, nahm sich das Ganze wie ein Spiel mit Puppen aus.

Der Theaterzettel datiert das Stück in die Zeit des Konstanzer Konzils, unter anderen berührt durch die Unzahl „fahrender Fräulein“, die die hohe kirchliche Versammlung in die Stadt lockte. — Isabella, eine Kaiserstochter, dem Dirnenblute jener Damen innerlich verwandt, um welche Bladimir, ein mythischer Polenfürst von außerordentlicher Häßlichkeit wirbt, erwartet schadenfroh bei festlichem Gepränge die Rückkehr ihres närrischen Verehrers. Sie hat dem blöden Tropfen ihre Hand verheiratet, wenn er, als Frau Weins verkleidet, in die Fremde ziehen und in ihrem Dienste allerhand schämliche Infamien vollbringen werde. Vom Gelächter des Volkes empfangen, bebend in tierischer Begierde, tritt er vor die Prinzessin

und rühmt sich schamlos der bestandenen Proben. Den Mut seiner Liebe bewies er, indem er einen schönen Jüngling meuchlings erschlug; die List und Ueberredungskunst der Liebe, indem er eine Feindin seiner Angebeteten bei dem Gatten so lange anschwärzte, bis der in blinder Eifersucht sie ermordete. Isabella weidet sich an diesem Zeugnis ihrer Macht, sie spielt mit ihrem Sklaven, treibt seine Hoffnungen aufs Höchste, um ihn dann hohlnachend zurückzulassen, und seinem Nebenbuhler, dem jungen Alfonso, die Hand zu reichen. Nachlosigkeit steht wider Nachlosigkeit. Bei aller Phantastik geht von diesen geschickt gebauten Szenen ein starker Eindruck aus.

Dieser Elende, der kein Verbrechen schonte, das ungestalte, von dumpfen Instinkten beherrschte Halbtier, fängt im zweiten Aufzuge auf einmal zu philosophieren an. Von seinem Freunde zur Rache angefeuert, spricht er im Hamletstil von der abwägenden Bedächtigkeit seines Sinnes, die ihm jedwede Tat als ein Notwendiges betrachten lasse und so den Sporn des Zornes abstumpfe. Weiter! Er, dessen Liebessehnsucht sich ausschließlich als primitivster Trieb nach körperlichem Besitze kundgab, oratelt in dem Stil moderner Deladanten über den verzeihenden Drang, das innerste, geheimste der Weiberseele, der rätselvollen Sphinx, zu erschließen. So gut es zur Charakterzeichnung des ersten Aktes paßt, daß der um seiner Häßlichkeit willen Verächtmähe die Qual der Abweisung im Simmentaumel zu betäuben sucht, so ganz unmöglich erscheint dann alles weitere in der Liebesgeschichte mit der Dirne Marianne. Vier fahrende Fräulein schleichen ins Zelt des Königs und lassen ihre Künste spielen; aber er verlangt nach der einen, die er beim Tanze verückt zu Alfonso's Füßen niedersinken sah — einem störrischen, hochmütigen Dinge. Ganz erfüllt von dem Gedanken an den schönen Prinzen verweigert sie Bladimirs Mißgestalt in einer edleren Wallung ihres Herzens die künstlichen Gefälligkeiten. Er droht mit dem Profoß, und als das nichts hilft — für das Mysterium der Frauenseele kann kein Preis zu hoch sein — verpricht er, sie zur Königin zu machen. Isabella, deren Geliebter durch einen Ritter Bladimirs getötet worden, sendet dem Fürsten den Fluch nach, daß das Bild ihrer Reize ihn im Wachen und Träumen verfolgen, ihn mit wütenden niemals gestillten Wünschen peitschen soll.

Im Schlußakte ist das hier angekündigte Motiv, das immerhin in irgend einer Weise den Ausgang des Dramas zum Aufsatze der ersten Szenen in Beziehung setzen könnte, völlig fallen gelassen. An dessen Stelle gibt es eine theatralisch zugestuzte Auseinandersetzung Bladimirs und Mariannes. Als Königin hat sie in Warschau ihr altes Leben fortgesetzt, das Volk verlangt als Sühne ihr Blut. Bladimir, der sich doppelt betrogen fühlt durch Mariannes Liebhaber, vor allem aber, weil sich im Rausch ihm das ersehnte Mysterium selbstverständlich nicht erschleierte hat, treibt die Pitternde ein paarmal mit gezücktem Säbel über die Bühne kreuz und quer. Plötzlich wird sie heroisch, rühmt sich ihrer Untreue, nennt es den größten Frevel ihres Lebens, daß sie für eine Königskrone einem ungeliebten, einem Scheusal sich hingegeben habe, worauf dann endlich die Exekution erfolgt. Der nie Geliebte erkennt nun, daß er auch selber nie geliebt hat, und wird im Kampfe gegen die Feinde den ersehnten Tod suchen.

Ausgezeichnet gab Fräulein Durieng die Figur der sinnreichen, kaltberzigen Isabella, Herr Wegener die des Königs. Durch die Art, wie er die schon verjagte Stimmung, die das drückende Bewußtsein der Häßlichkeit erzeugt, in Ton und Gebärde zum Ausdruck brachte, rückt er die Gestalt dem menschlichen Mitgefühl näher; eine höchst charakteristische Maske unterstützte die Wirkung. Der unmöglichen Rolle der Marianne gewann die Eysoldt eine Fülle malerisch-eindrucksvoller Effekte ab. Auch die Nebenrollen waren gut besetzt, der Bühnenrahmen glänzend. Den Autor rief man einige Male vor den Vorhang. — dt.

Notizen.

— Konfiszirt wurde von der Berliner Staatsanwaltschaft der Roman „Gute Gesellschaft“ des Wiener Schriftstellers August Weigl. —

— Eine Zeitung für Geisteskranke — die „Mauer-Dehlinger Anstalts-Zeitung“ — ist in ihrer ersten Nummer erschienen. Das Blatt wird von Geisteskranken geschrieben, redigiert, geleßt und gedruckt. —

— „Der kleine Landprediger“, Lustspiel von F. M. Barrie, übertragen von Rudolf Lothar, wurde zur gleichzeitigen Uraufführung von den Hoftheatern in Dresden, Hannover und Wiesbaden sowie vom Burgtheater in Wien angenommen. Das Stück spielt im schottischen Webersdistrift. —

— „Der Herr Inspektor“, ein neues vieraktiges Schauspiel von Paul Böser, soll vom Ernst Drucker-Theater in Hamburg zur Uraufführung gebracht werden. —

— Preisanschreiben. Um die Lust zum Besuche des Rheines wieder mehr zu beleben, haben die am Rheinweg beteiligten preussischen und süddeutschen Eisenbahnverwaltungen ein Preisanschreiben erlassen behufs Beschaffung eines künstlerischen Plakates. Alle deutschen Künstler sind eingeladen, bis zum 10. Dezember Entwürfe einzusenden. Es werden insgesamt 5000 M. als Preise verteilt werden. —